

CHRISTLICHES LEBEN: EIN HEILIGER, EIN LIEBENDER WERDEN

Vortrag des Herrn Spiritual Bender vom 19. 10. 76

CHRISTSEIN

Guten Abend! - Was soll ich Ihnen zu Beginn dieses Semesters sagen? Ich möchte Ihnen etwas ganz Einfaches sagen: Vor 750 Jahren starb Franz von Assisi - und sein Leben muß immer noch in unsere Zeit übersetzt werden. Solche Boten Gottes machen etwas offenbar; und jeder von uns ist gehalten, ihre Botschaft zu entziffern und in das eigene Leben zu übernehmen. Darin besteht das Einfache, das ich sagen will: Werden Sie ein Heiliger! Werden Sie ein liebender Mensch!

Als ich einmal über diese Aufgabe für mich selbst nachdachte, schrieb ich mir auf: Warum soll ich eigentlich ein Heiliger werden? und schrieb dann darunter: Die Frage ist schön zuviel! Die Weihnachtsnummer 1975 von 'Time Magazin' hatte als Hauptartikel 'Lebendige Heilige' und unter diesen lebendigen Heiligen waren zwei erwähnt, die uns auch bekannt sind, und die - so meine ich - für unsere Zeit das Werk des Franz übersetzt haben und einen Prozeß in Gang bringen, der noch nicht abgeschlossen ist: Mutter Teresa von Kalkutta und Prior Roger Schutz von Taizé. Sie waren vor kurzem in Taizé zusammen; in absehbarer Zeit wird Roger Schutz mit einigen Jugendlichen nach Kalkutta reisen, um dort seinen zweiten Brief zu schreiben. Bei diesem Zusammenkommen haben die beiden ein gemeinsames Gebet gemacht und das möchte ich Ihnen gerne heute Abend für dieses Semester ans Herz legen: Täglich zu beten! Roger Schutz hat einmal gesagt, wir sollten nicht beten, um etwas zu erhalten, sondern um im Gebet eine Gemeinschaft freier Menschen mit Christus zu werden, (- oder - damit eine Gemeinschaft freier Menschen in Christus entsteht.) Und solche Art von Gebet ist das. Es stellt eigentlich mehr fest, was ist.

"O Gott,
Vater jedes Menschen,
du forderst alle auf,
Liebe dorthin zu tragen,
wo Arme erniedrigt werden,
Freude dorthin,
wo die Kirche entmutigt ist,
und Versöhnung dorthin,
wo Menschen voneinander getrennt sind,
der Vater vom Sohn,
die Mutter von der Tochter,

der Mann von seiner Frau,
der Glaubende von dem, der nicht glauben kann,
der Christ von seinem ungeliebten christlichen Bruder.

Du bahnst uns diesen Weg,
damit der verwundete Leib Jesu Christi,
deine Kirche,
Ferment der Gemeinschaft
für die Armen der Erde
und für die ganze Menschheitsfamilie sei."

Ich meine, dieser Text, wenn wir ihn uns zu eigen machen, könnte ein Anhalt und ein Halt sein in den Fragen, die das Theologiestudium und das Zusammenleben uns stellen, nicht umzukommen; es könnte in diesem Vielerlei ein Kriterium sein, mit dem wir sortieren können: In diesem schrecklichen Vielerlei, das ich sonst aus einigen gehörten Wortfetzen zu solch kuriosen Puzzle zusammensetzen kann wie: "Haben sich die Päpste der Gegenreformationszeit über Aristoteles Frage nach dem 'Wesen des Menschen' auf Latein oder Griechisch unterhalten." (Ein kurzer Abriß dessen, was die Erstsemester heute an der Uni vernahmen konnten;) -

Es rief einer gerade "Praxis". Das ist ein sehr, sehr willkommenes Stichwort, denn um solche Praxis geht es, und deswegen sollten wir mit der Sonde dieses Gebetes arbeiten; oder es brauchen als Richtscheit, als Wasserwaage, um zu sehen, ob das gerade ist, ob das im Lot ist; denn unser Hiersein - jetzt, hier im Haus - und unser Studium an der Uni ist ja nicht etwas nur für den Kopf, sondern durch den Kopf für das Herz und durch das Herz für die Praxis; damit meine ich die Lebenspraxis, die Praxis der Liebe, die Praxis des Glaubens und die Praxis der Hoffnung; ich denke also jetzt nicht an das, was wir manchmal in einem verengten Praxisbegriff damit verbinden: Hilft mir das gut zu predigen? Macht mich das zu einem guten Seelsorger? geschäftsfähig? zu einem tüchtigen Katecheten, der das Rüstzeug der Didaktik beherrscht usw. Den Praxisbegriff meine ich nicht, sondern Lebenspraxis, die Praxis des richtigen Lebens. Aber diese Lebenspraxis ist bei uns Christen nochmal durch eine eigentümliche andere Begriffsverengung bedroht. Wenn wir von 'praktizierenden Christen' hören, meinen wir solche, die sonntags

zur Messe gehen und regelmäßig die Sakramente empfangen und in ihrer Gemeinde bekannt sind. Diese Art von Praktizieren kann zu einer guten Praxis führen, ist aber nicht die Praxis der Christen.

Die Praxis der Christen besteht im absoluten Vertrauen, in der unerschütterlichen Sicherheit, in der Hoffnung darauf, daß Gott unzerstörbar ist, und daß wir an keine andere Lebensform zu glauben haben als an die der Liebe. Da nichts Anderes notwendig ist als die Liebe. Vor dieser Praxis möchte der eine oder andere zurückschrecken, aber nur diese Praxis ist in dem Gebet gemeint, und nur diese Praxis ist die Praxis, in der Gottes Wirken weiter kommt. Goethe, auf den man auch schon mal hören darf, hat das so formuliert:

"Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderliches Wollen und Gedächtnis:
Schwere Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung."

Wer das jeden Tag tut - diesen Dienst der Liebe -, folgt dem Ruf zur Heiligkeit und bewahrt und bewahrheitet so Gottes Offenbarung; das ist unsere Pflicht. Tagore, dem solche Art Praxis nicht ungeläufig war, und der wohl auch eine Ahnung von ihrer Bedrohung hatte, nämlich daß uns das an das gewohnte und gewöhnliche Leben geht, hat darum dieses Gedicht gefunden:

"Ich schlief und träumte,
daß Leben Freude war.
Ich erwachte und sah,
Leben war Pflicht.
Ich lebte und erkannte,
Pflicht ist Freude."

Wir werden nur dann die Wahrheit der heiligen und heiligenden Praxis erkennen, wenn wir sie tun. "Ich lebte und erkannte", daß das Erfüllen dieses Auftrages, von dem in diesem Gedicht die Rede ist, dieser Forderungen, die in dem Gebet ausgesprochen werden, daß die Erfüllung dieser Pflicht Freude macht, und alles andere dahinter oder davor zurückbleibt. Das ist christliches Leben; in diesem Sinn haben wir, die wir hier zusammengekommen sind, uns zu einer bestimmten Art von Leben entschieden. Nicht das andere, nicht auch ähnlich leben könnten und so ähnlich

leben würden, - aber wir haben uns anfänglich - vermutend oder hoffend, wünschend oder wollend dafür entschieden, diese Art des Lebens zu versuchen, daß nichts anderes geht als die Liebe; sonst geht nichts mehr! Und nur auf Grund dieser Entscheidung können wir, kann man, kann ich Theologie studieren; und die Theologie ist dann nichts anderes als Reflexion auf den Grund dieser Entscheidung und auf die Erfahrung, die Menschen mit dieser Entschiedenheit gemacht haben, auf die Aussichten, in die diese Entschiedenheit drängt, und sie entwickelt dafür Modalitäten des Handelns. Und nur insofern Theologie (theologische Reflexion), Leben im Leoninum, Leben in anderen Gruppierungen, Leben zu Hause diesen Anspruch dient, überallhin Liebe zu bringen, die trägt; überall Versöhnung zu stiften, wo noch keine ist; überall zu ermutigen, wo Entmutigung herrscht; da geschieht dann das wahre Leben, wozu das Gebet Maßstab und Richtschnur sein kann.

Wir sind doch alle auf der Suche nach dem wahren Leben, nach dem richtigen Leben, nach dem wirklichen Leben; und es gibt gar kein anderes wahres und wirkliches und richtiges Leben als die Liebe, so glaube ich; und ich möchte Sie zu einer Prüfung dieses Glaubens einladen; doch Prüfung eines solchen Glaubens geschieht wiederum nur durch Leben. Wer intellektuell dieser These nachgehen will, dem möchte ich sehr eindringlich das Buch von Helmut Peukert empfehlen "Wissenschaftstheorie, Handlungstheorie, fundamentale Theologie". Das ist aber nur ein Buch für Leute, die schon länger in der Theologie arbeiten und die Spaß an der intellektuellen Anstrengung haben; doch möchte ich jedem empfehlen, einen Überblick über dieses Buch zu gewinnen, indem er die Besprechung in Nr. 17 der 'Orientierung' liest. Da bekommt er einen Eindruck, wie dort in einem sehr guten und umfassenden Sinn begründet wird, daß unser christliches Leben nichts anderes ist als solidarische Leben: Indem einer für den anderen da ist, und die, die füreinander da sind, für die Armen da sind; und daß das und nichts anderes die Heiligkeit ist, die von uns heute gefordert ist; und daß wir hier nichts anderes lernen sollen und nichts anderes lernen brauchen, als das zu wollen.

Zu solchem Leben ist, wie der Gebetstext sagt, der Weg gebahnt. Als ich mir das versuchte klarzumachen, wie dieser Weg gebahnt ist, fiel mir das vertraute Bild vom 'Leben in der Hand Gottes' ein. (Dies ist ja leider oft für manche nur ein Bild für "Ruhe

sanft!".) Leben in der Hand Gottes: In einer Hand laufen viele Linien oberflächlich auf der Haut - und unter der Haut mit großer Anstrengung in den sich verästelnden einzelnen Adern. Überall in dieser großen Hand Gottes, die unser Lebensmilieu ist, sind gebahnte Linien, die wir durch unser Leben entdecken und gehen sollen. Jeder letztendlich zu jedem, wobei ich mit Bewußtsein 'letztendlich' gesagt habe, weil wir in dieser Vorläufigkeit nur zu einigen, zu manchen, aber nicht zu allen kommen. In dieser Hand, der Hand Gottes, da sind diese Wege schon alle gebahnt, wie sie eben aufgezählt worden sind im gemeinsamen Gebet der Mutter Teresa und des Roger Schutz; da steht schon jeder in geheimnisvoller Verwiesenheit auf alle anderen; und weil wir immer mehr die werden, die wir schon verborgen sind, entdecken wir, daß wir nur die werden, die wir sind, indem wir auf den anderen zuleben, letztlich auf alle anderen zu leben. In der Hand Gottes! In der Hand Gottes sind wir alle schon miteinander; nur unsere Mutlosigkeit, die den anderen, den ungeliebten christlichen Bruder, den Armen, den Glaubenslosen, den Getrennten, den Verzagten nicht darin glaubt, wagt zu widersprechen. Ich sehe gar keinen anderen Sinn in dem Zusammensein von uns hier im Leoninum, als das gemeinsam zu sehen und zu leben wollen; und uns daran immer wieder gegenseitig zu erinnern. Das Christentum, das Christsein ist diese Art von Praxis, die nicht im Kopf, sondern nur durch den Kopf mit Händen und Füßen, Herz, Arm und all dem, was wir haben, geschehen kann: Zu einem anderen gehen, Mut zum anderen fassen.

Konkretisieren kann ich das so: wir lernen diese Praxis wenn wir lernen könnten, die Scheu voreinander in einem mühsamen Prozeß zu überwinden und ehrlich miteinander zu reden, (ich deute das bloß an, das wäre ein Thema für einen ganzen Abend!) und wirklich einander zu sagen, was wir glauben und was wir meinen, was wir denken und was wir tun. Wir lernen das Lieben nur miteinander, und wir kommen zum Miteinander, nur wenn wir uns kennenlernen, und wir lernen uns nur kennen, wenn wir einander lieben; denn Lieben, Kennen und Erkennen gehören - wie die Dreieinigkeit - zusammen. Und dieses Lieben ist etwas, was man tatsächlich in seiner ganzen Banalität, in seiner ganzen Einfachheit unter die Füße oder in die Hand nehmen muß. Wir verdächtigen und verwechseln die Liebe leider oft und schnell mit Sentimentalität - und sind dann eben nicht so, oder haben davon zuviel - auf jeden Fall

kommen wir auf die Art ganz schnell und ganz gut von der Liebe weg. Zunächst und zumeist ist Lieben lieben Wollen, Wohlwollen, des anderen Wohl Wollen; und dafür ist der erste Schritt, den anderen überhaupt im Blick haben. Es gibt Leute (bei uns und anderswo), die können unbekümmert eine Kippe im Flur fallen lassen; die das tun, haben die Frau, die sauber macht, nicht im Blick; und müssen diese Form der Liebe noch lernen; - oder wer unbekümmert um den Bedarf der Kommilitonen Bücher aus der Präsenz mitnimmt, der hat den anderen nicht im Blick, der sieht nur sich. Mit diesen banalen Beispielen wollte ich darauf aufmerksam machen, daß es hier gar nicht um hohe Gefühle geht, sondern daß es hier um ganz alltägliche, manchmal sehr primitive, sehr einfache und sehr einfältige Praxis geht.

Ich wollte Ihnen, so sagte ich am Anfang, etwas ganz Einfaches sagen. Aber wenn wir den anderen im Blick haben, dann bedeutet das, richtig verstanden, hier, unsere leoninische Gemeinschaft oder andere Gemeinschaften, in denen der eine oder andere steht, sind nur Lernfelder: Ferment; wir dürften uns auf keinen Fall durch die Probleme hiesigen Zusammenlebens, die im Grunde Mini-probleme sind, den Blick auf größeres, auf anderes, auf andere verstellen lassen. Wir müssen unser Hiersein und unser Miteinandersein als eine gegenseitige Aufforderungssituation verstehen. - Vater, du forderst von uns! - eine Aufforderungssituation verstehen, den universalen Blick zu lernen. - Nur zur Illustration: den Penner zu sehen, den Gastarbeiter zu sehen, der sich nicht auskennt und auch nicht richtig fragen kann-, den körperlich Behinderten zu sehen; (vor Jahren gab es hier eine Gemeinschaft, die kümmerte sich um jugendliche Strafgefangene in Siegburg:) Studenten aus Übersee zu sehen, die hier nicht zurechtkommen. Wenn wir so den Blick nicht weiten wollten und uns gegenseitig daran erinnerten, dann wäre das Wort "Kommunität" wirklich eine Lüge für das es viele halten. Kommunität, Gemeinschaft freier Menschen, entsteht, wie Roger Schutz sagte, durch das Beten, das diesen Blick öffnet. Betend lernen wir, daß wir hier sind, um ein "Wozu" zu lernen und uns dazu gegenseitig aufzustacheln und zu ermutigen. Jeder einzelne müßte dabei fähiger werden, mutvoller werden; jeder einzelne ist ja selbst Glied dieses wunden Leibes Christi und spürt diese Wunde an sich selbst. Miteinander und gegenseitig könnten wir uns jedoch ermutigen und befähigen, Ferment zu werden, (auf Deutsch:) Sauerteig zu werden, der etwas in Gang bringt, damit wirklich auch wir ein

Stück von diesem visionären Bild erfüllen helfen, daß die Gemeinschaft "Kirche" Ferment einer Gemeinschaft der Armen und der ganzen Menschheitsfamilie wird. Und dafür müssen wir Noch-Reichen erstmal aneinander und über uns hinaus senibler zu werden: Den Blick lernen; und deswegen müssen wir Noch-Reichen aneinander und miteinander teilungsbereiter werden; und deswegen müssen wir Noch-Reichen uns immer wieder den Blick öffnen lassen für alle. In der Richtung ist die Arbeit, die sich der Arbeitskreis 'Dritte Welt' vorgenommen hat, nämlich die nächste Recollectio (also die nächste "Sammlung auf Gott hin für diese Welt") vorzubereiten, kein Hobbyunternehmen, sondern eine Mühe, deren Resultat wir mit Spannung erwarten und mit Bereitschaft unterstützen sollten und dieser Blickschärfung willen. Und wenn uns dann geschenkt würde, diesen Blick auf die ganze Welt zu haben, der nicht einfach achtlos über den Nächsten hinweggeht, sondern beim Nächsten anfängt und mit ihm weitergeht, daß der Blick nicht beim Beglotzen bleibt, sondern zur liebenden Praxis wird, dann werden wir vermutlich auch Kraft finden, nach den Mitteln und Wegen zu suchen, wie unser Glaube an die Liebe und an das endgültige Gute, also das: endgültige Heil, - und unser gegenwärtiges Material, unser zu üppiges Brot: das hiesige Heil, an die Leute kommt, die es brauchen. Noch scheint es, als sei uns das ein bißchen zu egal. Vor einiger Zeit las ich von dem großen Arzt Viktor von Weizsäcker: "Ich kann den Schmerz eines anderen nicht eigentlich wissen und erkennen - also nicht ergreifen -, aber von ihm ergriffen werden." Mir scheint, das ist die Heiligkeit, die von uns heute erwartet wird: vom Schmerz der Menschen und vom Schmerz Gottes, denn die Hand Gottes ist, wenn wir unseren theoretischen Glauben ernst nehmen, die durchbohrte Hand - daß wir also den Schmerz der Menschen und den Schmerz Gottes gewahren und uns davon ergreifen lassen. Als Hilfe zu solchem Ergriffen-werden wollte ich Ihnen diesen Gebetstext zur Verfügung stellen. Der könnte - längere Zeit täglich gebetet - uns Ermutigung bringen, die eigene Praxis zu ändern, den Blick für uns selbst und für die anderen wohlwollend zu schärfen - und unsere gemeinsame Praxis auf die rechte Bahn zu bringen, die noch verborgen ist, also wahrscheinlich ganz tief unter der Haut der Hand Gottes und noch

gar nicht offen zutage liegt. Unsere gemeinsame Praxis auf die rechte Bahn zu bringen, die rechte Bahn der Lebenslinie Jesu, die im Grunde nichts anderes ist, als der Weg zu den Brüdern, zu allen Brüdern - aber zuerst zu den Armen. Das ist ganz einfach zu behalten mit dem Kopf, ganz einfach zu sagen mit dem Mund, aber bitte! zu tun mit der ganzen Kraft, die uns Gott gibt: denn der Weg zu den Brüdern in der Hand des durchbohrten Gottes ist schon gebahnt, wir sollen und dürfen ihn gehen. Unsere Pflicht, unsere Freude.